

Von einer Lebensgeschichte nachgelesen von W. v. Schierbrand.

Bei dem letzten Nationalconvent von Civilingenieuren und Electrotechnikern in St. Louis konnte man einen noch jungen Mann bemerken, dessen rechter Hodenarm schlaff und leer herabhängte. Obgleich äußersl beschiden in seinem Auftreten und obgleich er nur sprach, wenn er dazu aufgefordert wurde, dann aber kurz und to the point, wurde diesem jungen Manne doch von allen Anwesenden die größte Aufmerksamkeit erwiesen, und seine Meinung über alle schwebenden Fragen war offenbar schwerer, als die manches würdigen Graubares. Der Name dieses jungen Mannes war, wie das Protokoll aufwies, Carl Waags. Er war ein Deutsch-Amerikaner, dessen Vater, einer jener unglücklichen Menschen von außerordentlichem Ideenreichtum, aber mangelndem praktischen Verstand, das harte Loos so mancher Erfinder getheilt hatte. Einem Morgens hatte man ihn todt in seiner kleinen Werkstatt, die erharteten Zähne noch über sein letztes Modell gebogen, aufgefunden. Er hatte eine Witwe und fünf unermwachsene Kinder zurückgelassen. Aber sein Universalerbe, der Erbe seines Genies für alles Technische, war Carl, der Jüngste, geworden. Das Schicksal indes wollte dem Knaben wohl, und im Laufe seines jungen Lebens hatte er schon die Lorbeeren reichlich gesiebt, die seinem Vater verlag gewesen waren. Zugleich darf man sagen, daß Carl Waags ein lebendiger Beweis dafür ist, daß auch heute noch das große Loos in Amerika gezogen werden kann, vorausgesetzt, man hat etwas Glück und viel Begabung.

Vor zwanzig Jahren stand ein 15-jähriger, bleicher Knabe an einer neuerfindenden Webmaschine in der Fabrik des Hrn. Crombridge in Süd-Washington, Conn. Um seiner Mutter nicht länger lästig zu fallen, war Carl Waags schon mit 12 Jahren in dieser Fabrik beschäftigt, wo er sich ernährte, so sogar von seinem großen Wochenlohn der Mutter noch regelmäßig einen Theil sandte. In diesen 3 Jahren hatte der Knabe schon so deutliche Beweise seines Verstandes, seiner fröhlichen Charakterstärke und seines besonderen Talentes für die Mechanik und das Maschinenwesen gegeben, daß er wiederholt befördert worden war und jetzt, mit 15 Jahren, die Besorgung der neuen, sehr kostspieligen und äußerst complicirten Maschine erhalten hatte. Seine Arbeit nahm sein ungeheures Interesse in Anspruch, und so verließ er es überhaupt in dieselbe, daß er nicht einmal den Eintritt der schönen und einflussreichen Witwe Crombridge, der einzigen Tochter und Erbin seines Arbeitgebers, bemerkte, die jetzt von dem Superintendenten der Fabrik, Hrn. Fell, umhergeführt wurde in den Räumen, wo das Surren und Schurren der Maschinen die menschliche Stimme fast erstickte. Carl war ein Lieblings- des Superintendenten, dem sein ruhiges, bescheidenes Wesen und seine außerordentliche Thätigkeit äußerst sympathisch waren, und jetzt trat dieser Herr, an seiner Seite die anmuthige junge Dame, an seine Webmaschine, und ihr Begleiter erklärte in kurzen Worten die Zusammenfassung und die Funktionen dieses Meisterwerks mechanischer Geschicklichkeit. Dann standen die beiden noch eine Weile dicht neben dem Knaben und beobachteten, in welcher musterzünftigen Weise derselbe diesen summen Dieners menschlicher Intelligenz bewieserte. Die Witwe Crombridge führte unterdessen eine Unterhaltung mit Hrn. Fell, deren Bedeutung dem Knaben verborgen bleiben mußte bei dem Lärmen ringsumher. Aber dann wandte sich die junge Dame dem Knaben im ärmlichen Gewande zu und sagte mit vergewinnender Freundlichkeit zu ihm: „Carl, Hr. Fell hat mir so viel Gutes über Dich erzählt, daß ich wünsche, Dir bei Deinem Fortkommen behilflich zu sein. Von jetzt an darfst Du jeden Tag in der Bibliothek meines Vaters so viel lesen und studiren, wie Du willst. Du wirst dort manches Buch finden, das Dich interessieren und Dir in Deinem Fortkommen von Vortheil sein wird. Also — ich rechne darauf, mein Junge, daß Du nun beschaffst, — so oft Du willst — merke Dir Das.“ Und Hr. Fell stand dabei und nickte zustimmend und ermunternd. Dem schüchternen Knaben stieg die Röthe in's bleiche Antlitz. Er fühlte sich tief bewegt und von heißer Dankbarkeit — aber er vermochte nur, eine leise Bewegung aus einer anderen, froheren Welt, womit er seinen Dank ausdrücken wollte. Dann verschwanden die Zwei wieder und die rasselnden Maschinen tönten weiter, wie zuvor. Und doch nicht, wie zuvor.

Etwas war jetzt dazu gekommen, das wie himmlische Musik klang, etwas das in sein junges Leben einen neuen Inhalt brachte. Aber Carl Waags beherrschte sich — er arbeitete weiter, unverbrossen, bis die Glocke um 6 Uhr Abends erscholl. Um 8 Uhr hand er in plumpen, groben Schuhen, aber mit reinem Stragen und in peinlich sauberer Kleidung vor dem hohen Thor des in Grün und Blumen verdeckten Hauses des Hrn. Crombridge, und ängstlich zog er die Klingel.

Carl Waags las und las Abend für Abend, und Sonntags studirte er in der

Der Sonntagsgast.

Bibliothek seines Arbeitgebers mit verdoppeltem Eifer. Tagüber aber besorgte er in derselben tadellosen Weise seine grobe Arbeit. So trieb er's rastlos über ein Jahr — bis sein noch zu jugendlicher Körper Einhalt gebot. Er erkrankte. Ein hitziges Fieber überfiel ihn, und in seinem Delirium erblickte er die schöne Miß Crombridge über sein Kissen gebeugt und ihm tröstende, liebevolle Worte zusprechend. So lag er sechs Wochen lang, und eines Tages — draußen bligte der Sonnenschein auf reinem, krySTALLINEM Schnee — erwachte er aus seinen Pflichten. Er fand sich in einem schönen, weichen Bette, im Hause des Hrn. Crombridge, schwach, aber genesen. Die Krankenschwester erzählte ihm Alles — wie er krank gewesen, wie der Arzt eine Zeitlang an seinem Wiederaufkommen gewweifelt habe, wie Miß Crombridge das rechte Interesse und die zarteste Theilnahme für ihn empfunden habe, wie sie den Hochzeitsstag verschoben, mehrmals, nur um des kleinen Patienten willen.

„Und wo ist sie jetzt?“ flüsterte der bleiche Knabe mit kaum hörbarer Stimme. „Auf der Hochzeitsreise — mit Herrn Fell. Sie sind nach Europa gereist — der Winter wollen sie in Italien verbringen, und erst in einigen Jahren wollen sie wiederkehren.“

So berichtete die gutmüthige alte Frau, die den Kranken gepflegt hatte. Eine Welle aber war während ihrer Erzählung über das magere, spärliche Gesicht des Genesenden gebrochen. Sein Kopf sank wieder in die Kissen. Seine Lippen murmelten nur: „Fort, — fort ist sie.“

Neun Jahre waren seitdem verfloßen. Carl Waags war jetzt der Nachfolger des Hrn. Fell, und trotz seiner Jugend wurde allgemein zugestanden, daß er für den verantwortungsvollen Posten ausgezeichnet passe. Er hatte zwei Jahre zuvor eine Erfindung gemacht, die den ganzen Betrieb der Fabrik vereinfachte und den Gewinn derselben um das Doppelte erhöhte hatte. Und jetzt ging er nicht mehr umher in schäbiger Kleidung, und ein Befehl von ihm brachte Leben in einen Haufen von 2000 Arbeitern. Aber Carl Waags war im Uebrigen derselbe geblieben — anspruchslos, rührend bescheiden und von tiefer Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin — Miß Crombridge, wie er sie noch immer nannte — erfüllt. Seine Thätigkeit nahm ihn voll und ganz in Anspruch.

Was Carl Waags seit drei Jahren unermüdlicher, tieferer Arbeit erdacht, das fand nun fertig da in seinem Arbeitszimmer — das Modell eines wunderbar einfachen und doch so eigenartigen elektrischen Apparats, der bei seinem Erscheinen sofort von der gesamten wissenschaftlichen Welt mit Frohlocken begrüßt ward. Es war eine Erfindung, die den jungen Deutsch-Amerikaner mit einem Schlag zum berühmtesten und reichsten Manne machte. Aber nichts machte ihn halb so stolz und nichts brachte seinen Gleichmuth so sehr in's Wanken, als wenn am Abend jenes Tages, da der Telegraphenbrust dem jungen civilisirten Welt gebracht, Frau Fell und ihr Tochterchen zu ihm in's Zimmer traten und ihn mit warmen, tiefempfunden Worten beglückwünschten. Carl sah die holde Dora erglänzen und ihre Hand zitterte beinahe so stark, wie die seine, als sie ihm ihre zarte Rechte bot. Carl mußte an sich halten und alle Willenskraft aufbieten, um dem Mädchen, das er seit Jahren liebte, mit allen Fasern seiner Seele, nicht zu Füßen zu fallen.

pers habe ich ihr zu bieten? So sprach es im Innern des bescheidenen, blöden Mannes, und sein Wort, sein Gesändniß kam über seine Lippen. Am nächsten Tage mußte er, um seine Erfindung auch an anderen Orten, als in der Fabrik, der er vorstand, auszubringen, verreisen, und so vergingen Monate, ehe er wiederkehrte.

Doch endlich war er wieder da. Dora jubelte in sich. Am Tage nach seiner Rückkunft wurde in seiner Gesellschaft die Fabrik — deren Wachsen und Gedeihen fast ausschließlich das Werk des äußerlich so unscheinbaren Mannes war und die eben jetzt wieder durch sofortige Verwertung seiner neuesten Erfindung die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen im Stande war — gründlich besichtigt. Wie ein Herrscher, wie ein Spender des Glücks, so durchschritt Carl dieses mächtige Gebäude mit seinem amiesenhaften Gange, zur Seite Frau Fell und ihre Gatte, die zuerst den Arm, unbekanntem Jungen aus dem Dunkel gehoben. Dicht hinter den Dreien folgte Dora. Vor der Maschine, die er selbst vor einer Reihe von Jahren besorgt, blieb die Gruppe stehen, und mit immerwährender Blässe sahen sie alle auf dieselbe, der Vergangene nicht gedenkend. Da plötzlich ertönte hinter Carl's Rücken ein Schrei — der Schrei einer süßen, geliebten Stimme, die er unter Tausenden heraustratant hätte, die Stimme Dora's.

Blüthenschön drehte sich Carl Waags um, und ehe Jemand dazwischen kommen konnte, hatte er das Mädchen aus dem zerrenden, mörderischen Arme der Maschine, der sie zu nahe gekommen war mit ihrem leichten, hellen Kleide, gerettet.

Doch dann sank er um und tödtliche Blässe deckte sein Antlitz. Gerecht hatte er wohl die, die er liebte, aber seinen starken rechten Arm hatte er dabei verloren. Zwei Tage später mußte ihm derselbe amputirt werden, um das Leben zu retten, denn die grimmen Fäden der Maschine hatten ihm Fleisch und Sehnen und Muskeln des Armes zerrissen.

Aber an seinem Schmerzenslager trieb jetzt eine anmuthige, junge Gestalt, und ihre feinen, weichen Lippen fielen ihm in's Gesicht, als sie über ihn gebeugt mit ihröndenden Augen mürmelte: „Carl, mein Vetter, mein Geliebter, mein ganzes Leben soll hinfür Dir gewidmet sein.“

Und über das Gesicht des Kranken glitt ein sonniges, glückliches Leuchten und seine linke Hand suchte die ihre.

So ist Carl Waags zum Krüppel geworden. So ist er aber auch zum glücklichsten der Menschen geworden.

Was der Taucher erlebt.

Von Oscar Wittich.

Wer je die in ihrer schweren Rüstung fabelhaften Uingeheuren ähnelnden Taucher in das Meer hinabsinken sah, der ist ihnen gewiß mit seinen Gedanken auf ihrem dunklen Wege gefolgt und hat jedenfalls daran gedacht, wie wohl der Eindruck des modernen ausgerüsteten Tauchers von jenen Tiefen sein muß, die Schillers kühner Abenteuer als furchtlich bezeichnet. Traurig jedenfalls ist der Eindruck, den ein Taucher, der zum ersten Male hinabsinkt, empfindet. Besonders in den nördlichen Klimaten, wenn der Himmel grau, der Boden des Meeres schlammig oder selbst ist, übermannt ihn, wie Dary sehr lebhaft schildert, ein Gefühl des Schreckens und der Trauer, inmitten des furchtbaren Stillschweigens und der traurigen Einsamkeit, die im Meeresgrunde herrscht. Ein matter, dämmerungsartiger Schein läßt ihn düstere Massen und phantastische Formen unheimlich erkennen. Lebende Körper von langen Formen bewegen sich an ihm vorbei und insinktlich zieht er sich von der Berührung zurück. Schon nach wenigen Minuten muß er das Signal geben, das ihn dem Elemente des Lebens wieder zuführen soll. Solch ein Eindruck mag wohl manchen von dem schmerzlichen Gemüthe abzuwenden, und selbst die, die dabei ausdauern, zeichnen sich gewöhnlich durch ein ernstes, fast trauriges Wesen aus. Freilich — wer es gut trifft, dem glückt es wohl, gleich bei seinem ersten Tauchergange Bilder von märchenhafter Schönheit zu erblicken. Wenn das Wetter klar ist, so daß die Sonne noch bis zum Taucher einen Glanz ihres Lichtes hinabsendet, wenn der Boden des Meeres mit seinem Sande bedeckt ist, dann sieht er einen phantastischen Park wie aus dem Märchen um sich herum. So ist es besonders in den südlichen Meeren. Die Taucher, die an der spanischen Küste an der Bedung des Bangerschiffes „Hower“ arbeiteten, sahen herrliche, düstämige Gewässer von mehr als Manneshöhe,

die in allen Farben prangten und nach allen Seiten ihre schwankenden Zweige ausstreckten. Und zwischen diesen Bäumen und Pflanzen wandten sich, von feinstem weißen Sande bedeckt, förmliche Spazierwege. Dazu denke man sich den submarinen Horizont, an dem, wie durch ein Wunder in der freien Luft schwebend das Booi erscheint, aus dem der Taucher hinabgesunken ist, während zahlreiche Fische über ihn herüber und hinüber schweben.

Die Fische sind des Tauchers Gesellschaft. Unaufhörlich umwimmeln sie ihn. Steht er eine Weile still, so sammelt sich bald eine ganze Wolke von ihnen um seinen Helm und alle glogten sungslos auf den fremden Gegenstand. Ab und zu dreht auch wohl einer der Taucher in den Fingern. Hat der Taucher eine elektrische Lampe bei sich, so wird die Wolke der um sie sich sammelnden Fische oft so dicht, daß sie das Licht überdeckt. Aber er braucht nur die geringste Bewegung zu machen, — und wie weggeblasen sind sie alle. Wendet er sich schnell, so kann er noch mit der Hand oder mit seinem Messer den einen oder den anderen Fische fassen. Krabben und Hummer sind z. B. leicht zu fangen, wogegen der Hummer sehr behende zu entfliehen verheißt. Selbst kleine Haie haben die Taucher nach der Angabe einer schwedischen Quelle schon zu fassen bekommen, während sie vor den ausgewachsenen Haifischen begehriger Weise allen Respekt haben.

Die Fische sieht der Taucher wohl recht gern, da sie in dem todtten Schweigen der Tiefe das Leben vertreten. Doch zuweilen ... auch andere furchtliche Gesellschaft: die Todten, die dem Meere zum Opfer fielen. Es ist noch nicht gar lange her, da ertranken in der Nähe von Natal in Schweden drei Personen, und ein Taucher wurde hinabgeschickt, die Leichen zu holen. Doch schon nach kurzer Zeit kam er bleich und mit allen Zeichen tiefer Erregung wieder heraus, denn die grimmigen Fäden der Maschine hatten ihm Fleisch und Sehnen und Muskeln des Armes zerrissen.

Ueberhaupt lernen die Taucher mit der Zeit, sich in der Tiefe des Meeres sozusagen zu Hause zu fühlen. Sie tragen sogar die Gewohnheiten des Erdensiedens in das Dunkel hinab, wie eine Episode aus der Arbeit am Braue des „Royal Georges“ aus dem Jahre 1844 beweisen mag. Damals gerietchen zwei Taucher, ehemalige Soldaten, darüber in Streit, wem das Anrecht auf einen Gegenstand gebühre. Es kam zu einer regelrechten Prügelei auf dem Meeresgrunde, wobei der eine der beiden Kämpfer dem anderen das Helmstück mit einem Faustschlage verschlug, sodas der Unterlegene so herausgehoben werden mußte, während der Sieger sich triumphierend über die Beute hermochte. Doch häuslicher hatte sich vor wenigen Jahren ein Taucher in der Nähe von Stockholm in dem „finsternen Schilde“ eingerichtet. Er blieb lange unten, ohne dem Taucherbooi irgend welche Mittheilungen von sich zu machen. In dessen deutete nichts darauf hin, daß ein Unglück geschehen sei: die Luftpumpe functionirte tadellos und die Luftblasen fliegen regelmäßig an der Wasseroberfläche auf. Endlich begann man doch unruhig zu werden und als eine Stunde so verfloßen war, zog man den Taucher auf. Er befand sich vollkommen wohl; auf die Frage aber, warum er auf die Signale nicht geantwortet habe, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus. Endlich gelang es ihm, daß er sich auf einen Stein auf dem Meeresboden gesetzt habe, um sich ein wenig auszurufen. Den Rücken lehnte er gegen einen größeren Stein und kurz und gut, so geschah es, daß er schließlich einschlief. Dieses „Nickerchen“ dürfte wohl einzig in seiner Art dastehen.

Ein praktischer Arzt.

„Nun, Herr Doktor, wie steht es mit meinem Kanne?“

„Nicht ganz gut! Er braucht vor allen Dingen Ruhe... Ich habe hier ein paar Schlaupulver aufgeschrieben!“

„Ihm? Die sind für Sie bestimmt, meine Gnädige!“

auch dem Umstande, daß die Gefahren der Taucherei allmählich erheblich sich vermindert haben. Die Ausrüstung des Tauchers ist in neuerer Zeit wesentlich vervollkommen worden. Selbst die jüngsten Erzeugnisse der Cultur sind bereits in die Heimat der Fische gedrungen: während der Taucher früher mit der Oberwelt nur durch die Telegraphie der Signallampe sich verständigen konnte, befindet sich jetzt in seinem Helm ein Telephon mit zwei Mikrophonen, durch die der Taucher mit Leichtigkeit sprechen und hören kann, da er sie mit einer leichten Wendung des Kopfes mit Mund und Ohren zu erreichen vermag. Daß der Taucher nicht so großer Gefahr ausgesetzt ist, wie man im Allgemeinen anzunehmen geneigt ist, beweist auch der Umstand, daß eine große Tauchergesellschaft in einer 25jährigen Wirksamkeit nur zwei Unglücksfälle mit tödtlichem Ausgange zu verzeichnen hat, die auch nur der Unvorsichtigkeit zuzuschreiben sind. Indes bleiben doch dem Taucher auch unter den heutigen, relativ günstigen Verhältnissen Momente schrecklicher Gefahr nicht erspart. So erzählt ein Taucher, der an der Küste von Portugal thätig war, daß er, während er das Innere eines Braues untersuchte, von der Fluth überrascht wurde. Er beulte sich nach Kräften, aus dem Braue herauszukommen, aber es war zu spät, um aufsteigen zu können. Die Fluth hatte bereits zu steigen begonnen und riß ihn mit sich. Der Taucher konnte den reißenden Strom der Fluth und gab kein Leben verloren. Plötzlich aber rief er gegen etwas Hartes und hielt sich krampfhaft daran fest. Es war der Schornstein des Braues und dem Taucher gelang es mit vieler Mühe, hinein zu kriechen, und hier blieb er sitzen, während die Fluth darüber stürzte. — Sehr gefährlich bleibt auch immer die Arbeit im Innern versunkener Schiffe, da hier auch der spärliche Abglanz der Sonne nicht mehr eindringt und der Luftschlauch sich in zahlreichen Ecken und Winkeln festklemmen kann. Dennoch ist diese Arbeit von dem Taucher weniger gefürchtet, als die in großen Tiefen, d. h. in Tiefen unter 50 Metern. Das ist das schwerste der Taucherei. Das furchtbare Schweigen, der gemaltige Druck, der die Athmung erschwert, das völlige Dunkel, durch das nur der Glanz der Taucherpumpe matt dringt, — all dies und Anderes erschwert die Thätigkeit ungemein. Gewöhnlich merkt dann der Taucher während der Arbeit selbst nichts; aber 1—2 Stunden nach seiner Rückkehr stellen sich schwere Folgen, Nüchternungen u. s. w. ein.

Absonderliche Weise einer Nähmaschine.

Die Reise einer Nähmaschine von Berlin nach Wittenburg in Mecklenburg wird gegenwärtig in Berliner Kaufmannskreisen viel besprochen. In die Firma Jacobson gelangte nämlich letzthin ein unfrankirter Brief, Inhalts dessen ein Tischlermeister W. Strud in Wittenburg eine Nähmaschine bestellte. Die letztere wurde sofort abgeschickt, doch konnte dieselbe, am Bestimmungsorte angelangt, nicht verabfolgt werden, da man unter der angegebenen Adresse den Besteller der Nähmaschine nicht auffindig machen konnte. Jetzt hat sich die Sache in einer sehr humoristischen Weise aufgelöst. Ein Schüler der meilen entfernten Stadt Wittenburg, der zur praktischen Uebung eine Bestellung auf eine Nähmaschine zum bevorstehenden Weihnachtsfeste als Auftrag erhielt, hatte nämlich nach seiner eigenen Aussage seinen Bestellsbrief mit der oben angegebenen Adresse und fingirten Unterschrift auf dem Schluße verlesen. Dieser Brief wurde nun von einem Unbekannten auf der Straße gefunden und in den Postkasten befördert, worauf dann die Nähmaschine, welche übrigens inzwischen wieder in Berlin angelangt ist, ihre Reise nach Wittenburg antrat.

Ein Jagdliebhaber.

der in dem Rufe stand, ein schlechter Schütze zu sein, hatte einige Bekannte zu sich zu Tische geladen. Vor dem Essen zeigte er ihnen eine auf ein Schuennthor gemalte Scheibe mit einem Kugelloch genau in der Mitte des Schwarz; diesen Schuß behauptete er auf tausend Meter Entfernung abgegeben zu haben. Da ihm Niemand glauben wollte, bot er eine Wette um ein Außersouper an, daß er die Wahrheit gesprochen habe. Als einer der Gäste die Wette eingegangen war, ließ er zwei unbedingte einwandfreie Zeugen rufen, die seine Behauptung wirklich bestätigten, so daß er die Wette gewonnen hatte. Während des Essens fragte ihn nun der Bekannte, wie es gekommen sei, daß er so ausgezeichnet sicher den Kernpunkt getroffen habe. — „O“, antwortete der Jagdliebhaber lächelnd, „das war sehr einfach. Auf das Schuennthor hab' ich aus tausend Meter Entfernung geschossen, die Scheibe hab' ich aber erst nachher um das Loch gemalt!“

Rothbarer Diamant.

Der größte bis jetzt gefundene Diamant ist der kürzlich in dem Bahia-Diamant-Gebiet ausgegrabene, welcher sich jetzt in Paris zwecks Verkaufes befindet. Derselbe hat ungefähr 1 Cubicdecimeter Inhalt, somit kann er, was Größe anbelangt, als der König der Diamanten bezeichnet werden. Leider wird seine Existenz nicht lange dauern, da er den Fehler besitzt, daß er weder weiß noch durchsichtig ist, sondern der Gattung der erythralischen schwarzen Diamanten angehört, also nicht als Schmuckgegenstand benutzt werden kann. Für industrielle Zwecke dagegen ist er sehr gut geeignet, da er die Härte der weissen Diamanten bedeutend übertrifft. Deshalb wird auch sein nächstes Schicksal sein, daß er zerhackt wird. Nichtsdestoweniger wird sein Werth dann noch immer 300,000 Mark betragen. Das Volumen dieses Diamanten ist größer, als das aller bis jetzt auf dem Weltmarkt befindlichen schwarzen Diamanten von ebenso großer Härte zusammen genommen.

Schöne Aussicht!

Wirth: „Gehst du heute noch aus?“
„Und wann soll ich ihm dieselben zahlen?“
Gautier: „Da muß ich erst schauen, ob ich so viel Jammersicht!“

Des kann mer noch bald.

„O, mei,“ sagt der Michel, „Gud Rofel, geb acht, Ich han Dir schon zweemol De Vorschlag gemacht: Was wär jetzt des sache, Wann wir zue mitinand Uns lönten vertragen, Uns geben die Hand! Mer dächten e Stübche Recht sauer und nett Uns einrichte prächtig Mit Schränkche un Bett Un mit eme Oefche, Wo's Feuer drin traucht, Wenn Winters der Sturm heult Un 's Schnee rinner macht. Bald dächte ich Dir singe, Bald trögste en Schmag... O mei, wärst nit himmlisch?... Ich redd emol, Schag!“

„Ja, ja,“ meent die Rofel, „Des g'fiet mer ganz gut, Des Sings und Reife, Wann's schwer mer zu Muth. Un nobt erst d' Stübche Mit Schränkche un Bett, Des dacht mer erst gefalle. — Ja, Michel, 's war nett! Und schließlich des Oefche Im Stübche drinn, Das hogelt und brostelt, Das wär noch mei'n Sinn! Nur enes, das will mir In's Röppele nit geh: Daß Dich ich soll' nemme — Du g'fällst mir nit, na!“

Keine Ursachen, große Wirkungen.

Von Pedro der Graufame, König von Kastilien, wurde bekanntlich auch „der Gerechte“ genannt, weil er ein besonderer Freund schneller Urtheile in verwickelten Fällen war, und es sogar liebte, öffentlich vor allem Volke selber Recht zu sprechen, das heißt gefällte Urtheile zu befähigen oder aufzuheben. Als es sich einfiel, um die Wahl eines Richters handelte, dem er eine schwierige, besonders verwickelte Sache anvertrauen wollte, ließ er die betreffenden Bewerber — einen nach dem anderen — in den Garten des Braues und des königlichen Schlosses von Sevilla, rufen, wo sie den König am Rande eines Bassins sitzend fanden, in das er eine Orange geworfen hatte, die in zwei Hälften geschnitten war. „Was ist das?“ fragte er jeden, auf die Orange bingehend, und alle antworteten sie: „Das ist eine Orange.“ Ein einziger nur nahm, bevor er antwortete, einen Steden, schloß nach den fraglichen Gegenständen, untersuchte sie und erwiderte alsdann: „Das sind zwei Hälften einer Orange!“ Dieser Beweis von Gründlichkeit und Bestimmtheit gewann das Vertrauen des Königs, und der betreffende Kandidat erhielt in Folge dessen das wichtige Richteramt, um dessen Befugung es sich handelte.

Ein Jagdliebhaber.

der in dem Rufe stand, ein schlechter Schütze zu sein, hatte einige Bekannte zu sich zu Tische geladen. Vor dem Essen zeigte er ihnen eine auf ein Schuennthor gemalte Scheibe mit einem Kugelloch genau in der Mitte des Schwarz; diesen Schuß behauptete er auf tausend Meter Entfernung abgegeben zu haben. Da ihm Niemand glauben wollte, bot er eine Wette um ein Außersouper an, daß er die Wahrheit gesprochen habe. Als einer der Gäste die Wette eingegangen war, ließ er zwei unbedingte einwandfreie Zeugen rufen, die seine Behauptung wirklich bestätigten, so daß er die Wette gewonnen hatte. Während des Essens fragte ihn nun der Bekannte, wie es gekommen sei, daß er so ausgezeichnet sicher den Kernpunkt getroffen habe. — „O“, antwortete der Jagdliebhaber lächelnd, „das war sehr einfach. Auf das Schuennthor hab' ich aus tausend Meter Entfernung geschossen, die Scheibe hab' ich aber erst nachher um das Loch gemalt!“

Rothbarer Diamant.

Der größte bis jetzt gefundene Diamant ist der kürzlich in dem Bahia-Diamant-Gebiet ausgegrabene, welcher sich jetzt in Paris zwecks Verkaufes befindet. Derselbe hat ungefähr 1 Cubicdecimeter Inhalt, somit kann er, was Größe anbelangt, als der König der Diamanten bezeichnet werden. Leider wird seine Existenz nicht lange dauern, da er den Fehler besitzt, daß er weder weiß noch durchsichtig ist, sondern der Gattung der erythralischen schwarzen Diamanten angehört, also nicht als Schmuckgegenstand benutzt werden kann. Für industrielle Zwecke dagegen ist er sehr gut geeignet, da er die Härte der weissen Diamanten bedeutend übertrifft. Deshalb wird auch sein nächstes Schicksal sein, daß er zerhackt wird. Nichtsdestoweniger wird sein Werth dann noch immer 300,000 Mark betragen. Das Volumen dieses Diamanten ist größer, als das aller bis jetzt auf dem Weltmarkt befindlichen schwarzen Diamanten von ebenso großer Härte zusammen genommen.

Schöne Aussicht!

Wirth: „Gehst du heute noch aus?“
„Und wann soll ich ihm dieselben zahlen?“
Gautier: „Da muß ich erst schauen, ob ich so viel Jammersicht!“